

Zeitschrift: Gesundheitsnachrichten / A. Vogel
Herausgeber: A. Vogel
Band: 11 (1954)
Heft: 4

Artikel: Vom Leben in Mexiko
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-551864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

4. Die Neigung zu Katarrhen

wird vorteilhaft bekämpft, wenn man auf Spaziergängen durch den Wald Tannen- und Lärchenspitzen pflückt, um sie zu kauen. Wer hiezu keine Gelegenheit hat, kann als Ersatz zur Pflege der Schleimhäute regelmässig rohen Tannenkospensirup einnehmen. Er erwirkt damit gleichzeitig noch eine blutreinigende Frühlingskur. Auch Imperatoria, also Meisterwurz und Usnea helfen mit, unsere Schleimhäute zu reinigen und zu stärken.

5. Blutreinigungskuren,

wie bereits im März empfohlen, können natürlich auch im April noch durchgeführt werden. Auch der Brennesselsalat sollte nicht vergessen werden. Bereits ist auch da und dort auf dem steinigen Boden der Laubholzwäldchen Bärlauch sichtbar, der besonders den Grosseltern hilft, das Leben um ein paar Jährchen zu verlängern, wenn sie jeden Frühling fleissig, wenn möglich täglich, Bärlauchsallat geniessen. Wichtig ist für uns auch der beliebte Nüsslisalat, da er infolge seines Vitamin- und Chlorophyllgehaltes ein billiges und gutes Blutbildungsmittel ist.

6. Der grüne Hafer

verdient an dieser Stelle ebenfalls genannt zu werden, da auch er uns gute Dienste zu leisten vermag. Jetzt sollten wir ein kleines Plätzlein in unserm Garten mit Hafer bepflanzen, denn er braucht Winterfeuchtigkeit zum Keimen. Das Saatgut muss gründlich in die Erde hineingebracht oder hineingekräutelt werden, sonst werden sich Amseln und Spatzen so sehr daran gütlich tun, dass wir nur eine spärliche Ernte haben werden. Ist der Hafer 20 cm hoch, dann können davon täglich einige Blättchen geerntet und fein geschnitten unter den Salat gemengt werden. Es ist dies zur Kräftigung der Nerven ein einfaches, billiges Mittel. Auch als Blutreinigung dient er vorzüglich. Wenn der Hafer blüht, wird man die ganzen Stauden ernten, um sie durch die Hackmaschine zu drehen, auszupressen und den gewonnenen Saft mit % altem Wein oder mit der Hälfte Alkohol zu vermengen. Auf diese Weise gewinnt man gute, billige Nerventropfen. Wem dies zu umständlich ist, dem wird das konzentrierte Avena sativa vollwertige Dienste leisten.

7. Gartenarbeiten

helfen mit, uns die notwendige Bewegung im Freien an der wohltuenden Frühlingssonne zu beschaffen. In erster Linie müssen wir alle rückständigen Arbeiten nachholen. Wenn der Kompost noch nicht umgearbeitet ist, sollte dies jetzt unbedingt geschehen. Auch alles Unkraut muss jetzt, wo die Winterfeuchtigkeit die Arbeit noch erleichtert, herausgenommen werden, wenn man damit nicht schon im März völlig aufgeräumt hat. Nie warte man mit der Ausrottung des Unkrautes bis es blüht und sich versameln kann, denn dann hat man ein Vielfaches mehr Mühe und Arbeit. Versamtes Unkraut sollte nicht auf den Kompost gebracht werden, ebensowenig wie das Wurzelwerk von schwer ausrottbarem Unkraut. Beides verbrenne man.

Rüebisamen und Erbsen gehören jetzt unbedingt in den Boden, da auch sie die Winterfeuchtigkeit zum Keimen noch benötigen. Alle 8—14 Tage sollte man Kresse und Radieschen säen. Sie sind gut für die Leber- und Drüsensfunktion. Auch den Schnittsalat dürfen wir zur Bereicherung nicht vergessen, bis der Kopfsalat so weit ist, dass wir ihn an seiner Stelle verwenden können.

Je nach dem Wetter können wir in tiefen Lagen die Frühkartoffeln stecken und auch die Setzlinge vom Frühgemüse pflanzen. Als Zwischenkultur setzen wir Salat. Vorteilhaft ist dabei folgende Düngung. Wir graben mit der Handschaufel ein kleines Loch, in das wir Bioforce-Dünger streuen, den wir mit Komposterde gut bedecken, damit der Dünger nicht direkt an die Wurzel des Setzlings kommt. Um das rasche Austrocknen zu vermeiden, legt man um den Setzling etwas frisch geschnittenes Gras, was zugleich noch als Düngung dient. Auch beim Säen

kann man so vorgehen, indem man in die Rille erst den Dünger, dann darüber den Kompost bringt, worauf man den Samen ausstreut, leicht bedeckt und mit dem Rechen etwas festdrückt. Wer die Mühe dieses Anpflanzens nicht scheut, erspart sich nachher manche mühsame Pflege, denn die Setzlinge und das Saatgut gedeihen auf diese Weise sehr gut, müssen nur fleissig gehackt, gehäufelt und unkrautfrei gehalten werden. Je fleissiger wir hacken, umdesto mehr ersparen wir das Spritzen, das ohnehin den Boden mehr oder weniger stark auslaugt, wodurch die Bodenbakterien geschädigt werden.

In höheren Lagen, wo Stangenbohnen nicht gut gedeihen, weil die Vegetationszeit bis zum Einbruch der Herbstfröste zu kurz ist, kann man folgenden Versuch vornehmen. Man pflanzt die Stangenbohnen in Töpfchen und lässt sie hinter den Fenstern in frostsicherem Raum keimen. Bis in 4—5 Wochen hat man schon schöne Pflänzchen, die man getrost ins Freiland setzen kann, so dass man auch da einen Ertrag bekommt, wo es früher nicht möglich war. Je umsichtiger wir sind, je besser wir denken und überlegen, umdesto bessere Einfälle werden uns kommen, die uns je nach den Verhältnissen, in denen wir leben mehr Freude und Erfolg einbringen.

Vom Leben in Mexiko

Eine Fahrt ins Ungewisse

In gewissem Sinne etwas unbefriedigt über das Ergebnis meiner Studienreise bei den Indianern in Nord-Amerika wandte ich mich nach Mexiko. Ich hoffte weiter im Süden, in Zentral-Amerika, meine Erwartungen nicht enttäuscht zu sehen, und ich wurde denn auch weitgehend für alle Mühen entschädigt.

Hier nun, in diesem Lande, das sich seine Unabhängigkeit erkämpft hat, begrüßte uns ein typisches Volksleben. Das Land der Gegensätze nahm uns auf mit seinem farbenfrohen Zauber und seinem Lächeln, aber auch mit seiner jähnen Unberechenbarkeit und ungemütlichen Willkür. Da hiess es nun immer mehr oder weniger auf der Hut zu sein, auf der Hut vor Wasser und Nahrung, auf der Hut auch vor der jähnen Willkür unbeherrschter Menschentypen. Aber dies alles wurde uns erst so richtig im Laufe der Zeit bewusst. Wir fuhren wirklich in etwas Unbekanntes und zugleich auch Unsicheres hinein.

Nachdem wir bei El Paso die Grenze überschritten hatten, besichtigten wir kurz die mexikanische Grenzstadt Juarez. Schöne Gebäude in spanischem Stil erinnerten uns mit ihren vergitterten Fenstern aus kunstvollem Eisenhandwerk fast ein wenig an unser Engadin. Auch die Tore und Zäune fielen uns auf, und besonders Gefallen fanden wir an den prachtvollen Gärten.

Nach diesem einladenden Empfang führte uns der Weg durch die weiten Ebenen des mexikanischen Hochlandes. Bis Mexico-City waren mehr als 2000 km zurückzulegen. In der Regel wählen sich die Touristen jedoch nicht diese einsamen Gegenden aus, um zur Hauptstadt hinzugelangen, sondern nehmen den bekannteren Weg über Monterrey, der auf die Fremden eingestellt und weniger unheimlich ist. Fährt man aber Richtung Chihuahua, dann befindet man sich stundenlang in einsamsten Gebieten, bis man wieder bei einer Ortschaft ankommt. Man muss sich daher immer mit genügend Benzin versehen, um nie in Verlegenheit zu kommen, die sich in diesen Gegenden wohl äusserst katastrophal und tragisch auswirken würde.

Ein Land freilebender Indianer

Nun endlich waren wir in einem Lande, wo wir die Indianer nicht in Reservationen aufsuchen mussten. Ueberall begegneten wir ihnen, auf den Strassen, über Land, in den kleinern Provinzstädtchen und den grösseren Ortschaften und nicht zuletzt natürlich auch in Mexiko-City. Der Hitze wegen tragen die Männer meist helle, wenn nicht gar weisse Beinkleider und ebensolche lose Jacken

dazu. Ueblich ist auch der typische, grosse Mexikaner-Strohhut, den alle Männer, ja schon die kleinen Jungen wie ein mexikanisches Wahrzeichen tragen. Ebenso auffallend sind zur etwas kühleren Winterszeit abends und in der Morgenfrühe die selbstgewobenen, bunten Wollbehänge, die jeder Mexikaner gegen Kälte und zur Regenzeit gegen allfällige Regenschauer über seinen Achseln trägt. Als Halsausschnitt dient eine eingewobene Oeffnung und gleichmässig werden Rücken, Brust und Bauch geschützt. In einigen Gegenden kam es uns vor, wir wären irgendwo in China gelandet, besonders wenn aus den braunen Gesichtern fast etwas Mongolisches heraus schaute und die Augen mit den chinesischen Schlitzaugen verwandt zu sein schienen. Unser Eindruck war denn auch nicht ganz aus der Luft gegriffen, denn eine Vermischung mit mongolischem Blut wird sogar von der Wissenschaft in Betracht gezogen. Dieser mongolische Einschlag wird vormerklich in den südlichen Gegenden von Mittel-Amerika angetroffen. Ueber die eigentliche, ursprüngliche Rassenzugehörigkeit des gesamten Volkes streiten sich die Gelehrten noch heute. Je mehr man nach dem Süden kommt, umso mehr ändert sich die Hautfarbe vom braunrötlichen zum mehr dunklen, schwärzlichen Ton. Es hat mich daher gar nicht sonderlich befremdet, dass mir einige Indianer im Süden sagten, sie seien Nachkommen von Kusch, von dem auch die Neger ihre Abstammung herleiten, denn Kusch war bekanntlich ein Sohn Kanaans und dieser wiederum ein Sohn von Ham. Es ist somit womöglich gar nicht ausgeschlossen, dass die in den südlichen Gegenden Amerikas wohnenden Indianer Hamiten, also wirkliche Nachkommen von Kusch sind, während die im nördlichen Teil lebenden, die mehr röthlich sind, eher noch etwas semitisches Blut haben. Die forschende Wissenschaft zieht beide Möglichkeiten der Abstammung in Betracht und es scheint, dass beide Überlegungen richtig sein mögen.

In den Hochebenen, die wir durchfuhren, leben meist noch reine Indianer, während sich hauptsächlich in den kleinern Provinzstädten auch noch Mestizen, also Mischlinge niedergelassen haben.

Bauten und Volkstümliches

Die Landbevölkerung wohnt im nördlichen Teil meistens in Lehmhäusern, die ganz ähnlich gebaut sind wie jene in den Indianergebieten von Nord-Amerika. Die Lehmziegel, die man dazu verwendet, werden nicht gebrannt, sondern nur sonnengetrocknet und alsdann aufgeschichtet. Da es in diesen Gegenden verhältnismässig wenig regnet, halten solche Häuser Jahrzehntelang. Ja, es gibt sogar Städte, wie ich solche bei den Hopi-Indianern gesehen habe, die bereits jahrhundertealt und verhältnismässig noch gut erhalten sind.

Bei uns wären solche Lehmhäuser nicht von langer Dauer, da wir zuviel Regen und Frost haben. Der Lehm müsste zuviel Wasser aufsaugen und würde zudem noch durch das Gefrieren abrücken. In heissen Gegenden jedoch, in denen es im Winter höchstens 3—5 Tage kalt ist und etwas Frost hat, sind solche Lehmhäuser die billigste Bauart, die man wählen kann und für jene Gegenden bestimmt auch nicht ungesund. Sie sind daher auf dem Lande beliebt, und sowohl Einzelgehöfte wie auch ganze Dörfer werden im Norden des Landes so gebaut. Diese sehen zwar für unsere Begriffe etwas eintönig und armselig aus, aber die Bewohner sind damit zufrieden. Im Süden treffen wir an Stelle der Lehmhäuser nur noch Strohhütten aus Bambusrohr oder Rundholzlatzen und Palmlättern.

Anders ist es in den Städten, wo oft schöne Gebäude, vor allem oft die prunkvollsten Kirchen stehen. Jede Stadt, auch wenn sie noch so klein ist, ja, sogar grössere Dörfer oder Flecken haben ihren typischen Dorfplatz, der oft ganz parkähnlich aussieht und in der Regel gemalte Ruhebänke aus geschmiedetem Eisen aufweist. Hier spielt sich ein gut Teil des abendlichen Volkslebens ab. Aber auch

am Tag findet hier jeder Müde oder Müssige seine Ruhe. Es ist der beliebte Aufenthaltsort von Gross und Klein. An Markttagen ist er besonders belebt und auch an andern Anlässen, die das Volk liebt. Ueberhaupt herrscht in den Städten ein reges Leben und Treiben. Der Mexikaner lässt sich zwar gerne Zeit und sein «mañana, mañana», was morgen, morgen heißt, ist sprichwörtlich geworden. Aber dieses Aufschiebebedürfnis gilt wohl zunächst mehr der Arbeit als dem Vergnügen, denn er treibt leidenschaftlich gerne Sport und ergötzt sich am Spiel. Mit gespannter Aufmerksamkeit wohnt er dem Baseballspiel oder den bekannten Stierkämpfen bei. Man darf eben nicht vergessen, dass die Spanier einst Herren über das Land gewesen sind und dieser Einschlag macht sich heute noch lebhaft geltend. Auch dem Autofahren huldigt der Mexikaner mit Vorliebe. Er fährt wohl so rasch wie der Franzose, aber noch etwas weniger vorsichtig und bedacht als dieser. Das Fahren in seinen Städten ist daher sehr aufregend, ja sogar auf dem Lande, denn nie weiß man, was irgend einem von ihnen einfällt, ob er zur Unzeit vorfährt oder sich sonst einen ungehörlichen Lapsus gestattet. Da Mexiko kein Rechtsstaat nach europäischem Begriff ist, muss man als Fremder irgendwelche Zusammenstösse ernstlich meiden, denn unter allen Umständen wird der Einheimische geschützt. Besonders Staatsbeamte scheinen ein aussergewöhnliches Vorrecht zu besitzen und in der Hinsicht überhaupt unantastbar zu sein.

Ueberaus unangenehm ist der Geist oft in den Bergwerkstädten. Mexiko ist äusserst reich an Mineral-schätzen und die Ausbeute erfolgt meist durch eine bevorzugte Oberschicht. Die Bewohner dieser Städte haben besonders in der nördlichen Gegend vielerorts noch einen richtigen Wegelagerer- und Banditengeist, und wenn man den geographischen Führer verfolgt, findet man seinen Eindruck meist bestätigt, denn gewöhnlich wird darin berichtet, dass früher Banditen und Wegelagerer die dortige Gegend unsicher gemacht hätten. Dies alles sind Eindrücke, die man sammeln kann, wenn man die einsame Route von El Paso bis Mexico City wählt, wie wir es getan haben. Je mehr man sich allerdings der Hauptstadt nähert, umso belebter wird die Gegend, und das Unheimliche nimmt mehr und mehr ab.

Altes und Neues begegnen sich

Zwar in Mexico City selbst empfanden wir nichts weniger als einen gemütlichen Geist. Da trifft das Rückständige mit dem Modernen zusammen und das Gemisch, das sich daraus ergibt, ist für den kurzfristigen Besucher, der seine Eindrücke in einer gewissen Eile sammeln muss, höchst eigenartig. Da kommt sie zusammen, die alte Baukunst der Azteken, die ihre Pyramiden erbauten, welche heute noch ein rechnerisches Wunder bedeuten, zusammen trifft diese mit modernster, ja sogar hypermodernster Bautechnik, wie es die eigenartige, noch unbewohnte Universitätsstadt ist, welche der vorherige Präsident auf Staatskosten auf einem Lavafeld erbauen liess, um Arbeit und wohl auch nicht zuletzt, sich selbst einen Namen von Ruhm zu beschaffen. Notwendige staatliche Sparmassnahmen haben nun zwar die Vollendung dieses Stadtteiles bis auf weiteres aufgeschoben.

Geschickt hat sich hier auch der alte Götterkult mit neuern Religionslehren vermengt, so dass man glauben mag, die Geschichte habe sich zurückgekurbelt, und wir lebten noch in der Zeit, in welcher die Stadt auf einer Lagune gegründet worden ist. Dies geschah lange bevor Kolumbus Amerika entdeckte. Damals soll, so erzählt die Geschichte, sogar ein weißer Mann ihr Führer gewesen sein. Als Gott haben sie ihn verehrt, und wie ein solcher hat er über sie geherrscht. Er soll ihnen geraten haben, auf ihren Wanderungen da Halt zu machen und eine Stadt zu bauen, wo ein Adler, auf einer Lagune stehend, eine Schlange fresse. Diese Lagune hat das wandernde Volk wirklich in der Hochebene, wo heute die Stadt Mexiko steht, gefunden, ja sogar der Adler, der eine Schlange

frass, soll sich als lebendiges Wahrzeichen vorgefunden und Anlass zum Bau der Stadt gegeben haben. Noch heute finden wir dieses sagenhafte Merkmal als Gründungssymbol in geschichtlichen Darstellungen. Als der spanische Eroberer Cortez mit 400 Mann in Mexiko eindrang, war Montezuma der damalige bekannte Aztekenführer. Eigenartigerweise begegnete er den Spaniern, die er doch mit Leichttigkeit hätte bekämpfen und besiegen können, als sie ihn gefangen nahmen, als Freund. Er wurde deshalb später von seinen eigenen Leuten, die sich um ihre Freiheit wahrten, angegriffen und starb an den Folgen der Verletzung. Aber das Unheil war bereits geschehen und fremde Macht und Willkür beherrschte das Land, um sich seine Schätze anzueignen. Verschiedene geschichtliche Dokumente klagen den weissen Mann an, der sich nicht schämte zu Torturen und Quälereien zu greifen, um sein Ziel zu erreichen. Stolz ist darum der heutige Mexikaner, dass seine Väter sich gegen das fremde Joch aufgelehnt und die Unabhängigkeit erkämpft haben. Wenn diese auch keine Freiheit mit sich gebracht hat, wie sich ein Volk eine solche wünschen und erträumen mag, so ist doch wenigstens das heutige Joch eine Last, die von den Eigenen auferlegt ist und dies ist ihnen weit erträglicher. Wenigstens kam es uns so vor. Besonders die Landbevölkerung schien uns zufrieden mit ihrem Lose zu sein.

Allgemeine Lebensweise

Die ländliche Bevölkerung, vor allem also die Eingeborenen, die zum grössten Teil noch reine Indianer sind, leben ziemlich natürlich. Ja, sogar jene, die sich der Kultur des weissen Mannes etwas angegliedert haben, haben die Ernährungsweise des Amerikaners noch wenig angenommen. Da sie so die raffinierten Produkte wesentlich meiden, sind sie gesundheitlich noch kräftig und haben gute Zähne. Sie bebauen ihr Land und ihre Kulturen lassen darauf schliessen, dass viele es mit Liebe und Befriedigung tun und diese gesunde Tätigkeit und Einstellung schafft auch eine gute gesundheitliche Grundlage. Es ist auf alle Fälle gut, dass diese Menschen eine natürliche Widerstandskraft besitzen, denn die hygienischen Einrichtungen, die in den Ländern Mittel-Amerikas vorherrschen, sind so mangelhaft, dass sich dies bei geschwächtem Zustand der Bevölkerung katastrophal auswirken würde. Die Regierung unternimmt wenig oder nichts, um Krankheiten zu bekämpfen und Ansteckungsgefahren zu beseitigen. Leprakranke, also Aussätzige, können frei herumlaufen, auch gegen Syphilis und Tuberkulose wird wenig oder nichts getan.

Es gibt wohl gutes Quellwasser, die Leitungen aber sind zum Teil so beschädigt, dass das meiste Wasser verseucht ist, so dass man sich durch Wassertrinken mit Leichtigkeit eine Dysenterie oder sonst eine Infektionskrankheit einholen kann. Ausser Mineralwasser, das in Flaschen abgefüllt ist, sollte man kein Wasser geniessen. Man sollte auch nur Früchte essen, die man schälen kann. Alles, was man roh geniessen möchte, sollte man, wenn es nicht zu schälen ist, durch die Feuerflamme ziehen. Zum Glück bekommt man in den Hotels gut zubereitete Gemüse und Salatplatten.

Von wildlebenden Stämmen

Sehr erfreut war ich, als ich schon in Chihuahua an einem belebten Markttag Indianer sah, die nur ganz gelegentlich an solchen Tagen oder bei sonstigen Anlässen in die Provinzstädte kommen. Sie sind nicht gekleidet wie die andern Mexikaner, sondern fallen förmlich auf, denn sie tragen nur eine Art Lendenschurz und auf dem Oberkörper nur ein leichtes Tuch. Auch der übliche Mexikaner-Strohhut ist ihnen fremd; an seine Stelle tritt eine Art Turban. Es handelt sich hier um einen Indianerstamm, der etwa 15- bis 20 000 Mitglieder zählt. Genau Weiss es selbst die Regierung nicht, da sie solche in keiner Form notieren oder registrieren kann, denn sie wohnen in abgelegenen Berggegenden, die zu den weiten, unerforsch-

ten Gebieten gehören, deren das grosse Land noch viele aufweist. Ueber die Gebirgsfade der dortigen Sierra laufen sie barfuss und schlafen auf blossem Boden, ohne sich irgendwie zu erkälten, so abgehärtet sind sie. Selbst Frauen mit ihren Kindern, die sie in ein Wolltuch eingewickelt, auf dem Rücken tragen, wandern mit. Sogar im Dezember, wenn die Nächte auch in diesen warmen Gegenden immerhin empfindlich kühl sind, sind diese Indianer barfuss und ohne Beinkleider. Sie bauen auch keine Lehmhäuser, um darin zu wohnen, und nur selten konnte ich einen zeltartigen Unterschlupf entdecken. Dieser ist äusserst einfach erstellt, indem einige Holzstücke schräg an einen Felsen gelehnt und darüber Felle und Decken gelegt sind. Gewöhnlich aber schlafen sie einfach auf Fellen auf dem Boden, höchstens noch mit einer Wolldecke bedeckt. Wie alle Indianer nähren sie sich vorwiegend von Maisgerichten, die sie primitiv zubereiten. Hie und da erlegen sie auch einen Hasen, deren es in jener Gegend viele gibt. Auch eine Wolfsart ist uns dort begegnet. Sie ist indes in der Regel als Fleischlieferant zu mager, dagegen kommt zum Jagen auch noch eine Murmeltierart in Frage. Als weitere Nahrungsmittel dienen Kaktusfeigen, ferner eine paprikaartige Gemüsepflanze und einige Samen, die gesammelt und gegessen werden. Das ist so ziemlich alles und doch genügt es, um zähe Gesundheit und einen elastischen, kräftig gebauten Körper zu entwickeln. Natürlich sind auch die Zähne kräftig und prächtig gesund. Keinen von ihnen habe ich getroffen, der irgendwie einen kränklichen Eindruck gemacht hätte oder gar dick und aufgedunsen gewesen wäre.

Auch in der Nähe von Puebla und Veracruz, also im Süden des Landes, ist mir ein Indianerstamm aufgefallen, der zwar aus sehr kleinen, aber zähen und schön gebauten Indianern besteht. Man möchte diese fast als halbes Zwergvolk bezeichnen.

Ein weiterer Stamm lebt in den wilden und zum Teil noch unerforschten Gebieten zwischen Veracruz und Yucata ebenfalls ganz natürlich. Auch diese Indianer sind meist nur mit einem Lendenschurz bekleidet oder einfach ganz nackt, denn das gleichmässig heisse Klima lässt die Kleider tatsächlich lästig werden. Eine eigenartige Begebenheit erzählt man sich in den bewohnten Gebieten, hauptsächlich in Mexiko City von diesem Stamm. Feriengäste von Veracruz, die bei der grossen Hitze immer verschwitzt und verstaubt waren, wunderten sich stets darüber, wenn sie Indianern dieses Stammes auf den Strassen der Stadt begegneten, denn immer erschienen sie schön, frisch und weiss bekleidet, obwohl sie sich durch das Dickicht des Urwalds zur Stadt herbegeben mussten. Wieso nur konnten ihre Kleider da noch sauber und weiss bleiben? Das war selbst für die andern Mexikaner, wie auch besonders für die verschiedenen Feriengäste ein Rätsel, bis sich seine Lösung sehr einfach feststellen liess. Statt sich schon zu Hause in die weissen Kleider zu stürzen, tragen sie solche sorgfältig auf dem Kopf mit sich durch Urwald und Dickicht, während sie im übrigen wie üblich splitternackt oder höchstens mit dem Lendenschurz bekleidet durch die Wildnis streifen. Sobald sie aber in die Nähe der Hauptstrasse gelangen, ziehen sie ihre sauberen, blendend weissen Kleider an und erscheinen völlig schmuck und gesellschaftlich einwandfrei unter der städtischen Einwohnerschaft. Es ist dies bestimmt ein eigenartiger Zug dieses freilebenden Stammes, der äusserst intelligente, schöngebaute Menschen aufweist, deren gesundheitliche Spannkraft sich wohl so lange erhalten wird, als sie ihre natürliche Lebensweise beibehalten. So lange sie sich nur diesen kurzen Aufenthalt in den bewohnten Gebieten auf diese äusserst ausgeklügelte Anpassungsweise gestatten, wird ihnen daraus auch kaum ein gesundheitlicher Nachteil erwachsen. Erst, wenn sie ihre Freiheit aufgeben würden und das Aussergewöhnliche zur Gewohnheit werden liessen, wenn sie sich also dem gesellschaftlichen Leben und Treiben der Städte ergeben würden, dann stünde wohl auch ihre Urwüchsigkeit und Gesundheit in unvermeidlicher Gefahr.

Heilmethoden, Kom...
Auch das Geh...
ressant, weinse...
kann. Selbst Ae...
lang unter Indi...
Geheimnisse i...
die Indianer se...
bisse haben, an...
Ein mir befre...
schungsraum feh...
rum fehlte. Le...
waren, in die R...
nie, welches He...
rend er indes wi...
nen lernte. Ma...
grösstenteils a...
das selbst den g...
bevor wir durch...
Tollwut gelang...
ein zuverlässige...
lung, der z...
sie oft schnelle...
den, als dies de...
Sehr erfreu...
sinn der Indian...
derjenige dafür...
falls das Kunst...
Mit den oft ein...
schönsten Arbe...
Waben durch u...
lichen Farben...
arbeiten setzen...
Geschicklichkeit...
seiner Kunstgew...
besonders aber...
Noch vieles gä...
wir das Land d...
Bewohnen. Vo...
kübischen, klei...
reiten. Oder wi...
derschar, die...
vierbeinigen, 1...
Lebewohl zu...
Rücken zu ke...
irgendwo im 1...
in den Zeiten a...
schaft war zu d...
tenden Mensch...
schen, brauen...
am liebsten au...
zogen wären.

Das bi...
Folgen blinder Se...
Es ist eine...
macht. Vieles...
spricht diesem...
gewinnt, das a...
Nachkommen...
auch deutlich i...
um eine dicke...
ner Bevölkeru...
Länder, in de...
serhausalt zu...
wie die Natur...
nicht mit sei...
sichtigkeit ist...
Es ist beka...
schläge durc...
den das Holz...
Wald und se...
hältnisse der...

Heilmethoden, Kunstsinn und Abschied

Auch das Gebiet indianischer Heilweise ist sehr interessant, wennschon man davon nur einzelnes erfahren kann. Selbst Aerzten, die zu Forschungszwecken jahrelang unter Indianern leben, gelingt es nicht, hinter alle Geheimnisse ihrer Kunst zu kommen. Bekannt ist, dass die Indianer sehr zuverlässige Mittel gegen Schlangenbisse haben, auch gegen den Biss der Klapperschlange. Ein mir befreundeter Arzt sandte während seinem Forschungsaufenthalt, wenn ihm selbst das notwendige Serum fehlte, Leute, die von Schlangen gebissen worden waren, in die Behandlung der Indianer. Er selbst erfuhr nie, welches Heilmittel diese dagegen anwandten, während er indes wieder andere Heilmethoden von ihnen kennen lernte. Manchmal war dämonischer Zauber dabei, grösstenteils aber handelte es sich um ein Erfahrungsgut, das selbst den geschulten Arzt in Erstaunen setzte. Noch bevor wir durch Pasteur in den Besitz eines Serums gegen Tollwut gelangten, besassen die Indianer bereits schon ein zuverlässiges Mittel dagegen. Die natürliche Einstellung und der natürliche Instinkt der Naturvölker lässt sie oft schneller wirkende und zuverlässigere Mittel finden, als dies der exakten Wissenschaft möglich ist.

Sehr erfreuend und belebend wirkt auch der Kunstsinn der Indianer auf uns. Besondere Wertschätzung hat derjenige dafür, der in einem Lande heimisch ist, wo ebenfalls das Kunstgewerbe noch als Volksgut gepflegt wird. Mit den oft einfachsten Mitteln verstehen die Indianer die schönsten Arbeiten zu verrichten. Sie sind im Spinnen und Weben durch und wissen auch, wie sie die Wolle mit natürlichen Farben färben können. Auch die Töpferei und Bastarbeiten setzen uns oft in Erstaunen, denn sie sind mit Geschicklichkeit und Genauigkeit ausgeführt. Manche unserer Kunstgewerblerinnen könnten ihnen dies und jenes, besonders aber das natürliche Wollfärbchen ablauschen. Noch vieles gäbe es zu berichten, aber für heute verlassen wir das Land der Farbenfreude mit seinen dunkelhäutigen Bewohnern. Noch immer sehen wir sie im Geiste auf ihren hübschen, kleinen, wollig weichen Eselchen ruhig daherreiten. Oder wir winken in Gedanken einer lebhaften Kinderschar, die mit lachenden braunen Augen auf ihren vierbeinigen Freunden an uns vorbeitraben, ein letztes Lebewohl zu. Fast fällt es uns schwer, dem Lande den Rücken zu kehren, war uns doch oft, als befänden wir uns irgendwo im Morgenland, in den Gefilden Palästinas und in den Zeiten alter, biblischer Begebenheiten. Die Landschaft war zu dieser Täuschung angetan und auch die reitenden Menschen, die frohgemuten Kinder und die hübschen, braunen Eselchen, die uns so gut gefielen, dass wir am liebsten auch auf ihrem Rücken durch das Land gezogen wären.

Das biologische Gleichgewicht

Folgen blinder Selbtsucht

Es ist eine bekannte Tatsache, dass die Selbtsucht blind macht. Vieles, was der Mensch in der Natur ändert, entspringt diesem Motiv, und was er im Augenblick dadurch gewinnt, das schadet ihm später oder dann eben seinen Nachkommen. Dies fand ich so in Spanien, vor allem aber auch deutlich in Amerika. Jahrtausende braucht der Wald, um eine dicke Humusschicht zu bilden. Der Endsieg seiner Bemühung ist der Hochwald. Schwer ist es in heißen Ländern, in denen es monatelang nicht regnet, den Wasserhaushalt zu regeln, und es ist ein technisches Wunder, wie die Natur dies zu regeln vermag, wenn der Mensch nicht mit seinem Unverständ und einer gewissen Kurzsichtigkeit störend eingreift.

Es ist bekannt, dass in Spanien in weiten Gebieten Kahlschläge durchgeführt worden sind wegen dem Gewinn, den das Holz einbrachte. Auf diese Weise verschwand viel Wald und sein Verschwinden hat die klimatischen Verhältnisse derart verändert, dass heute grosse Gebiete un-

fruchtbar sind, die früher mit herrlichen Wäldern bewachsen waren. Nachdem die Hochstämme verschwunden waren, trocknete der Boden aus, die Bodenpflanzen und Moose, die als kleine Wasserreservoir mitgeholfen hatten, die Feuchtigkeit zu halten, sind abgestorben. Die Luft wurde trocken, Quellen versiegten, und der dürre Humusboden wurde vom Winde weggeweht oder in der Regenzeit hinweggeschwemmt, da er, der Pflanzen beraubt, keinen Halt mehr hatte. Wo einst schützender Wald stand, ist heute nur noch felsiger Grund, der ohne Humuserde ein Wiederaufforsten unmöglich macht.

Aehnlich hat der weisse Mann in Amerika gehaust. Hätte er nur soviel abgeholzt, als er Bauholz benötigte, dann hätte dies den damaligen Riesenwäldern überhaupt nichts ausgemacht. Statt dessen aber wurden ganze Waldstriche niedergebrannt, um Kulturland zu gewinnen, denn der metertiefe Humusboden war zu einer solchen Handlung natürlich verlockend. Dieser ungebührliche Raubbau im Waldbestand dieses Riesenlandes hat sich nicht nur klimatisch und in bezug auf den Wasserhaushalt unglücklich ausgewirkt; auch die Tierwelt, die im Walde Schutz und Nahrung findet, ist davon empfindlich betroffen worden. Viele Tierarten, vor allem Vögel, die vordem in unzähligen Scharen zu Millionen vorhanden waren, sind zur Seltenheit geworden, wenn nicht gar ausgestorben. So sind die herrlichen Büffelherden sinnlos hingemordet worden, zum Teil aus Mordlust und Jagdgier, aber auch wegen den Häuten, die in den Gerbereien gut bezahlt wurden. Das Fleisch überliess man vielfach den Geiern, Wölfen und einer Hyänenart, die dort vorkommt. Für die Indianer waren früher diese Büffelherden die hauptsächlichste Fleischversorgung nebst den Antilopenarten, die sich damals ebenfalls noch vorfanden.

Ein ähnliches Los traf auch die Passenger Tauben, die so zahlreich waren, dass ein völliges Verschwinden für ganz unmöglich galt. Sie fanden sich in den Wäldern so reichlich vor, dass oft bis zu einem Dutzend Nester auf einem einzigen Baum gefunden wurden. Da sie so zahlreich waren und immer in Schwärmen flogen, waren sie leicht zu schiessen. Für ihr Fleisch, das gut schmeckte, wurde ein guter Preis bezahlt, weshalb arbeitsscheue Menschen nichts anderes taten, als Tauben herunterknallen, um sie nachher auf den Märkten verkaufen zu können. Durch das Abnehmen der Wälder nahm auch die Nistmöglichkeit ab, aber auch das Futter, das vormerklich aus Buchnüsschen, aus Samen von Nadelholzarten und Insekten bestand. Diese ungünstigen Umstände zusammen mit dem sinnlosen Abschiessen der Tauben trugen dazu bei, dass ihrer immer weniger und weniger wurden, bis schliesslich die letzte von ihnen ums Jahr 1912 herum im zoologischen Garten von Cincinnati starb. Gesetze, die einsichtige Männer zum Schutz gegen den Frevel an der Natur schliesslich von der Regierung erzwangen, kamen meistens zu spät, um den entstandenen Schaden noch rechtzeitig stoppen zu können. Unsere gefiederten Freunde dienen uns nicht nur zur Augenweide, noch sind sie bloss da, um mit ihrem Gesang unser Herz zu erfreuen, o nein, die Vögel haben noch weit wichtigere Aufgaben zu erfüllen. Sie sorgen dafür, dass sich schädliche Insekten und Ungeziefer nicht zu sehr vermehren und dadurch Unheil anrichten. Heuschreckenschwärme, die ganze Ernten vernichten können, wären nicht da, wenn genügend Vögel vorhanden wären, denn diese sorgen in der Natur immer wieder für das biologische Gleichgewicht, wenn der Mensch dies nicht in völliger Kurzsichtigkeit störend verhindert. Warum sich abmühen mit dem Abwerfen von Gift und Giftgasen, wenn doch die Natur weit einfacher, zweckdienlicher und sicherer für die Erhaltung des biologischen Gleichgewichts gesorgt hat?

Das Beachten der Naturgesetze

Ein einfacher Versuch, den ich letztes Jahr in California durchführte, bestätigte mir im Kleinen, wie einfach alles geregelt werden kann, wenn der Mensch die Natur mit Vernunft pflegt, ihre Gesetze beachtet und sich solche